Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 9

Artikel: Wenn die Zeit lang wird
Autor: Leu, Lille
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073396

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WENN DIE ZEIT LANG WIRD

Erzählung von Lille Leu

Illustration Fred Troller

Auf mich wartet keiner, wenn ich nach Hause komme.

Jokepp und Schnarch haben ihre Frauen, und davon erzählen sie, wenn der Nachmittag lang ist und die heiße Luft in kleinen Rinnsalen durch die Bretterritzen der Werkstatt sickert. Schnabel hat zwei Kinder und Werner hat drei – und was habe ich? Auf mich wartet keiner.

Ich habe mir so angewöhnt, zu denken, daß Max auf mich wartet; denn jeder Mensch muß einen haben, von dem er annehmen kann, er wartet und freut sich auf ihn. Max Bürgermeister, mein Wellensittich, sitzt zu Hause in seinem Käfig am Fenster und krächzt sich etwas vor, wenn ich fort bin, und ich denke mir, er ahnt durch irgend einen geheimnisvollen, tierisch instinktiven Spürsinn, wann es zehn Minuten nach sechs Uhr ist und ich die Gasse hinunter komme, die hintere Torgasse, wo er mich von seinem Fensterplatz aus gleich sehen kann.

So stelle ich mir das vor, nur, weil's bitter und einsam ist um einen, auf den sich niemand freut. Und so komme ich gestern abend durch die hintere Gasse, und ich sehe oben am Fen-

ster Max in seinem Käfig sitzen, und er sitzt dort ganz ruhig und rührt sich nicht. Ich rufe ihn beim Namen, ich rufe von der Gasse hinauf, denn ich weiß, daß um diese Zeit viele Leute am Fenster stehen und hinaus sehen und warten auf einen, und sie sollen bemerken, daß ich mich nicht einsam fühle, weil Hanne nicht mehr da ist, und daß ich heiter und guter Dinge bin.

Ich rufe hinauf, ich pfeife, aber Max rührt sich doch nicht dort oben und ich werde verdrossen und ein wenig ärgerlich, denn sicher haben ein paar Frauen gesehen, daß ich da vergeblich vor meinem Fenster stehe und rufe. Ich steige die Treppe hinauf und denke bei mir: ich will's ihm schon sagen, warte bloß, Vogel, was strengt ihn das schon an, das bißchen heisere Gekrächze.

Ich nehme den Käfig und stelle ihn auf den Küchentisch, ich ziehe die Jacke aus und die schweren Schuhe und trinke ein Glas laues Wasser. Und dann setze ich mich vor den Vogel und sage ihm deutlich, was ich denke.

Ich rede eine ganze Weile, doch Max bewegt sich nicht, sitzt bloß einfach da in seinem flaumigen gelben Gefieder und zwinkert.

«Dir ist wohl heiß, Max», sage ich zu ihm, «dir ist wohl so heiß wie uns großen Leuten auch. Aber deshalb sitzen wir doch nicht einfach nur da und glotzen vor uns hin, nein, wir tun was, wir arbeiten und schaffen unsere Sache. Von ein wenig Hitze lassen wir uns nicht aus dem Geleise werfen, wir nicht! So mach endlich Pips!»

Max zieht ein Beinchen hoch und läßt es gleich wieder sinken. Die Unterhaltung scheint ihm nicht angenehm.

«Mein lieber Max», sage ich sanft, «auf diese Art kommen wir beide nicht weiter. Andere Tage weißt du nicht, wie übermütig du herumturnen willst, du machst mir deine Kunststückchen vor, Klimmzug und Bauchwelle und sonst noch allerhand, und da habe ich meine Freude daran. Tu also endlich etwas, damit ich sehe, daß alles in Ordnung ist.»

Ich lache ihn an, ich streiche mit dem Zeigefinger die Käfigstangen entlang, um ihm zu zeigen, daß ich heiter bin und versöhnlich. Max zwinkert kurz und macht dann kleine, schräge Vogelaugen. Ich versuche, geduldig zu sein.

«Mir ist zwar, als müßte ich jetzt ein wenig ausruhen», sage ich ihm, denn mir sind die Beine heute so schwer und mein Kopf surrt dumpf von der Hitze des Mittags, «mir ist zwar, als müßte ich mich jetzt ein wenig niederlegen, denn um acht soll ich im Verein sein und wenn ich nicht hingehe, ist dort der Teufel los. Letztes Mal, als ich nicht kam, hat sich der Präs bös das Maul zerrissen über mich, sie meinen dort wohl, ich sei mit der Kasse durchgebrannt, wenn ich nicht wenigstens zehn Minuten vor ihnen im Lokal bin. Weil du aber heute so zimperlich bist, will ich noch ein bißchen bei dir sitzen und sehen, was zu tun ist.»

Ich sitze also und gucke ihn an. Er sitzt auf einer Stange und guckt mich an. Dabei fallen ihm die kleinen Augen wieder zu, er wankt ein wenig und kippt gerade um soviel nach hinten, daß er sich wieder auffangen kann und wieder gerade auf die Stange zu sitzen kommt.

«Jetzt hör mal gut zu, Max», sage ich streng, «das geht nun doch nicht! Sich wegen dem bißchen Hitze gleich so gehen zu lassen – nein, das ist nicht fair. Du fällst ja von der Stange, Max! Stell dir mal vor, ich würde jetzt von meinem Stuhl fallen, einfach so, lang hin, und das alles bloß wegen der Hitze. Dabei habe ich kräftig gearbeitet und wir haben auch noch den Ofen versetzt, das bringt einen Mann vielleicht zum schwitzen! Die andern haben ihn angefaßt, als sei er aus Porzellan, aber ich habe tüchtig zugelangt, mir wars, als schlepp ich den Ofen ganz allein. Ich trage einen Doppelzentner, wenn's pressiert und gerade kein Stärkerer da ist – und ich garantiere dir, Max – da ist kein Stärkerer. Einen Zentner, mein lieber Vogel, den nehme ich, als täte ich es zu meinem puren Vergnügen. – Wollen mal sehen, ob noch Salat da ist.»

Ich stehe auf, mir sind die Beine heute so schwer, und ich gehe zum Korb und knicke ein schönes Blatt vom Salatkopf.

«Hier, Max, iß Salat, das soll ja jetzt gesund und modern sein!» Ich schiebe ihm den Salat durchs Gitter, er schielt danach und schließt die Augen wieder.

«Aber doch ein wenig Salat, Max!»

Er rückt ab, ganz weit ab rückt er vom Salat und will von allem nichts wissen. Max will vom Salat, den er sonst so gerne knabbert, nichts wissen.

Dieses kleine Tier, denke ich so bei mir, läßt sich einfach gehen. Er hat geschwitzt heute, da hat er keinen Hunger, keinen Durst und will nicht plaudern. Wahrscheinlich liegt's am Gefieder, das macht ihn so heiß und so schlapp, wahrscheinlich bessert es, sobald die kühle Nacht kommt. Aber, denke ich, es ist auch

ganz sinnlos, daß einer so tut, als läge er knapp im Sterben, bloß wegen dem bißchen Hitze und dem bißchen dottergelben Gefieder.

«Max», sage ich böse, «es ist wohl möglich, daß dir heiß ist. Heiß ist heute allen Leuten, andererseits fliegen in der Gasse die Spatzen hin und her und du, Max, bist sozusagen ein tropisches Tier und solltest die Hitze noch besser ertragen als das lärmige Spatzenvolk. Reiß dich zusammen und mach endlich Pips!»

Wieder streiche ich mit dem Finger die Gitterstäbe entlang, wieder kippt er vom Sitz, flattert träge und fällt tatsächlich auf den Käfigboden, wo er zermürbt stehen bleibt.

Da steigt mir ein düsterer Verdacht auf.

«Du wirst doch nicht krank sein, Max?»

Vielleicht, denke ich, hat er Bauchschmerzen. Wenn er ein Mann wäre, würde er einen kleinen Schnaps trinken, eine einfache Sache. Überhaupt wäre es eine einfache Sache, wenn er ein Mann wäre. Er könnte mit mir kommen in den Verein und wir könnten zusammensitzen und er könnte mich unterstützen, wenn ich meine Anträge stelle. «Es ist ein Übel, daß du kein Mann bist, Max!»

Da sitzen wir nun, allein mit uns selber, und das ist nicht viel gute Gesellschaft. Keiner versteht den andern, keiner kann ausdrücken, wie ihm wirklich ist und wo es ihn drückt. Als Hanne vor ein paar Wochen ging und uns allein ließ, dachten wir erst, das sei nicht weiter schlimm. Ich entsinne mich, wie ich an jenem Abend ausging und wie ich die hintere Torgasse hinaufstolzierte, selbstbewußt wie eben einer, der von nun an tun kann, was er will, der nach Hause kommen kann, wann es ihm paßt. Ich pfiff vor mich hin an jenem Abend, ich war froh, als hätte ich ein Jahr bezahlte Ferien vor mir, so unbeschwert und einfach schien mir das Leben ohne Hanne. Und dann war niemand im Lokal, als ich hinkam, und ich fragte nach ihnen, denn ich meinte, sie sitzen dort noch immer zusammen wie zu jener Zeit, als ich noch nicht verheiratet war und auch mit ihnen dort gesessen bin. Ich vertrödelte eine Stunde bei einem Glas Bier und schaute alte Zeitungen an. Und dann ging ich nie wieder und blieb zu Hause und sprach mit Max.

«Max», sage ich, «ich bin ein Mann von 180 Pfund; ich werde doch einen so kleinen Vogel, wie du einer bist, wieder auf die Beine bringen. Es ist ganz undenkbar, daß es mir nicht gelingen sollte, einem kleinen verschwitzten Vogel zu helfen.»

Ich ergreife einen Stuhl, stelle ihn auf die Zeigefingerspitze und balanciere ihn:

«Schau her, Max, jetzt machen wir Spaß!»

Er blinzelt mich trübe an und will's nicht sehen.

Ich stelle mir das Stuhlbein auf die Stirn und balanciere den Stuhl gute drei Minuten. Auch das erheitert Max nicht, es weckt nicht sein mildestes Interesse. Dann öffne ich ein Käfigtürchen und locke ihn, ich lasse das Türchen weit offen: es fällt ihm gar nicht ein, in die Freiheit hinaus zu marschieren.

Er hat's wie ich, sage ich mir. Erst meint man, welch enorme Dinge man unternehmen würde, wäre man bloß frei. Und kaum öffnet uns einer die Käfigtür, sind wir so mürbe, daß wir nicht einmal mehr hinaus wollen; denn drinnen sitzt es sich sicher und ist nahrhaft.

«Komm heraus, Max, wir machen ein Spielchen!»

Und weil er nicht von selbst kommt, schließe ich das Fenster sorgsam, hebe ihn durch sein Türlein und stelle die traurige kleine Figur auf den Tisch. Da steht er nun und äugt erschöpft herum.

«Ein lustiges Spielchen, Max!»

Er will nicht spielen, er will nicht herumflattern, an den Gardinen schwingen, es ist ganz klar, daß er nur eines will: er will sterben. Er ist krank, so krank, wie es nur ein ganz hilfloser, wortloser Vogel sein kann und keine Freiheit hilft.

«Wir sind müde und krank, Max, das ist es!»

Ich sitze vor ihm, die Hände auf den Tisch gestützt und sehe ihn an. Und uns beiden ist so elend und so einsam, daß wir weinen. Ich habe nicht gesehen, daß Max geweint hat, aber ich denke mir: er hat's getan. Schamvoll hielt er die Augen geschlossen, um meine eigene Trostlosigkeit nicht mitansehen zu müssen, und irgendwo weit innen hat's geweint in ihm, das bin ich sicher.

Und dann setzte ich ihn wieder in den Käfig und schloß das Türlein, denn es ist wohl ganz einerlei, ob ein Türlein offen ist oder zu, wenn der, der im Käfig sitzt, keine Lust mehr hat, auszufliegen. Ich nahm den Hut und ging so, wie ich war, die Gasse hinauf, und ich zögerte nur eine Sekunde, ehe ich ins Haus trat, wo Hanne jetzt wieder wohnte. Hannes Mutter öffnete und wurde ein wenig weiß um die Nase herum, als sie mich sah.

Ich sagte «guten Abend» und daß es enorm heiß sei und daß ich gerne ein paar Worte mit meiner Frau gesprochen hätte.

«Ich weiß nicht, ob sie hier ist», sagte Hannes Mutter, als wäre ihre winzige Wohnung nicht mehr übersichtlich, «ich will mal nachsehen, warte hier.»

Und sorglicherweise schloß sie die Flurtür zu und ich mußte eine Weile warten und hörte sie in einem der seitlichen Zimmer flüstern. Als sie mir wieder öffnete, war sie nicht recht bei der Sache.

«Sie ist nicht hier. Das glaubst du wohl nicht?» sagte sie.

Ich versicherte ihr, daß ich es glaube:

«Du wirst doch nicht lügen, Mutter!»

Das stürzte sie in neue Verlegenheit, sie verfärbte sich diesmal rötlich um die Nase und hüstelte, daß sie mich natürlich nicht anlügen würde.

«Es ist so», sage ich laut, denn ich hatte

Der kleine Familienfilm

von Hans Moser

Frau schlägt Eier mit altem Schwingbesen. Klagt Mann, sie komme sich vor wie im Mittelalter.

Frau Benz habe schon seit Jahren einen elektrischen Mixer.

Sogar bei seiner Mutter habe sie einen gesehen.

Findet am nächsten Tag einen neuen elektrischen Mixer auf dem Küchentisch. Sagt Mann, er sei ein Schatz.

Eine halbe Stunde später sieht Mann, wie Frau die Eier mit ihrem alten Schwingbesen schlägt.

Als Mann fragt, warum, sagt Frau, sie sei eben an den alten lieben Schwingbesen besser gewohnt.

bemerkt, daß eine Zimmertür einen Spalt breit offen stand und hinter diesem Spalt vermutete ich ganz sicher die horchende Hanne –

«Es ist so, Mutter, daß mein Vogel krank geworden ist. Vielleicht erinnerst du dich, daß Hanne vor etwa einem Jahr zwei Wellensittiche kaufte, ein Männchen und ein Weibchen. Wir nannten sie Max und Marie, und sie hatten's recht nett zusammen. Dann hatten wir vor ein paar Wochen diesen dummen Streit wegen dem Pflanzland, das ich mieten wollte. Und dann zog Hanne wieder zu euch nach Hause und nahm einige Sachen mit. Ich war an jenem Nachmittag nicht daheim, aber als ich abends nach Hause komme, sehe ich, daß sie auch Marie mitgenommen hat.»

«Dieser Vogel ist hier», sagt Hannes Mutter, «er ist im alten Käfig in der Küche. Kommst du, um den Vogel zu holen?»

«Ich weiß nicht recht», sage ich, «schau, Mutter, Max ist sehr krank, so krank, wie er's nicht einmal zeigen kann, und wahrscheinlich würde es ihm helfen, wenn er sein Weibchen wieder hätte. Er ist wahrscheinlich nur krank geworden, weil er so allein ist. Das ist doch entsetzlich für einen so kleinen Vogel, wenn er immer bloß allein in der Wohnung ist und keine Freude mehr hat, und niemand kocht für ihn und macht sein Bett und überhaupt –»

«Sein Bett? Welches Bett soll man ihm denn machen?»

«Ach, ich meine, es ist fürchterlich, daß niemand nach ihm sieht. Das meine ich. Er hat sich so an Marie gewöhnt, man merkt das doch, und deshalb ist er krank geworden. Weil er so einsam ist, meine ich.»

Darauf wirft Hannes Mutter einen schnellen Blick hinter sich nach dem offenen Türspalt. Dort rührt sich nichts.

«Ich will es Hanne sagen, wenn sie heimkommt, sie kann dir ja den Buben hinüberschicken mit dem Weibchen. Wenn sie will, heißt das. Ich habe ihr da gar nichts dreinzureden. Vielleicht will sie den Vogel auch lieber behalten, dann schickt sie den Buben eben nicht.»

«Welchen Buben denn?»

«Wir haben hier einen zur Erholung», sagt Hannes Mutter.

Und so bleibt mir nichts, als freundlich zu grüßen, und ich gehe wieder nach Hause und hänge meinen Hut auf und setze mich vor Max Bürgermeisters Käfig. Der aber schläft oder ist tot.

Wenn Vögel im Sitzen sterben, dann ist er tot, denke ich. Auch mir selber ist recht elend, die Wände scheinen so kahl, die Küche und die Stube so leer. Ich gehe durch die Wohnung und sehe nach, ob Möbel fehlen, aber es fehlt merkwürdigerweise nichts, alles steht da wie immer, und doch scheint es so öde, als hätte mich einer des Kostbarsten beraubt.

Ich lege mich auf die Küchenbank, aber ich finde keine Ruhe und erhebe mich gleich wieder, öffne ein Käfigtürlein und hebe Max auf den Tisch. Er ist noch warm und atmet sanft.

«Also leben wir noch, Max», sage ich zu ihm, «wir leben noch, wir halten uns noch ganz tapfer auf den Beinen, aber drinnen, ganz weit drinnen, sind wir angeschlagen und haben ein großes Weh. Ich habe versucht, deine Marie zurückzuholen, aber das ist eine Frage: ob sie kommt oder nicht. Wenn sie kommt, Max, dann wollen wir wieder herumhüpfen und schwatzen, dann soll es uns von Stunde an besser gehen und wir wollen sozusagen ein neues Leben beginnen. Wir wollen brav sein und freundlich, und wir wollen Freude haben und nicht immer unseren eigenen dicken Kopf durchsetzen wollen, ja, Max, das müssen wir schon: ein wenig nachgeben, ein wenig großmütig sein. Aber wenn Marie nicht kommt, Max, was machen wir dann?» Er öffnet ein kleines trübes Auge, traurig und voll Verzicht.

Und währenddem ging draußen die Sonne unter, während wir so saßen und uns vornahmen, ein neues Leben zu beginnen. Draußen dunkelte es, die Dämmerung schattete uns beide ein, wir hatten nicht gegessen und nicht getrunken und waren müde und krank und einsam.

Ich schlief am Tische vor dem Käfig, einmal war mir, als klopfe jemand an der Tür, aber ich war so schlafschwer, daß ich nicht nachsah, und wahrscheinlich hatte ich es auch nur geträumt. Ich legte den Kopf wieder auf die Arme und schlief weiter in die laue Nacht hinein, sah nichts von den Sternen und nichts vom Mond und hörte die Linde nicht rauschen im Nachtwind. Erst als die Sonne strahlend in die Küche fiel, weckte mich Max mit munterem Geschwätz. Und ich hob den Kopf und sah in den Käfig, und da saß er auf der Schaukel und schaukelte wie toll, und am Tröglein saß Marie Bürgermeister und aß und schwatzte und trippelte eifrig hin und her. Da verließ ich die Wohnung ganz leise, um Hanne nicht zu wecken.